Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 58. Mittwoch den 21. Juli. 1847.

Das Rauchopfer.

Novelle von Friedrich Voigts.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant schrie den Namen seines dienenden Hausgenossen mit jener gemaltigen Commandostimme des siebenjährigen Krieges, die durch drei Regimenter hindröhnte. Hier prallte sie nur von den Wänden und Fenstern des kleinen Gemachs erschütternd zurück und der Dampf ward hie und da zerrissen, um sich in einzelne Wolken zusammenzuballen. Das war Alles, denn Stephan kam nicht. Er war beim Schäfer draußen und dahin reichte denn doch die Stimme des Rufers im Streit nicht. Zipoh rannte durch die Stuben in die Kammern, dann in die Küche, schrie in den Keller hinunter — keine Antwort! er ging in den Pferdestall, kroch auf den Heuboden — Stephan war nicht da.

„Wenn ihn der Teufel geholt hat, so habe Gott ihn selig!" fluchte der Lieutenant, in das Gartenzimmer zurückkehrend. Hier schob er einen Tisch an's Fenster, holte Papier, Feder und Dinte, um einen Absagebrief an Frau v. Amirante zu schreiben. Er setzte sich, zirkelte ein großes H. als Anfangsbuchstaben der Ueberschrift: „Hochwohlgeborne Frau!" recht sauber auf das Papier und wollte wirlich fortfahren, als die Feder es für zweckmäßig fand, anstatt eines ordentlichen Buchstabens einen wahren Wechselbalg von Dintenfleck aus der Spitze zu entlassen. Zipoh schleuderte die Feder fort, sprang auf und rannte nach der Pfeife. Zu seinem Glück ergriff er wieder den vernünftigen, ehrlichen, deutschen Maserkopf mit Silberbeschlag und dem kurzen Hornrohr. Der Griff brachte ihn augenblicklich zur Besinnung. Die Pfeife wurde nach allen bewährten Prinzipien gestopft: unten locker, oben fest, und als sie angezündet war, setzte sich Zipoh mit musterhaftem Gleichmuth, mit der Seelenruhe eines Weisen wieder an den Tisch zum Schreiben nieder. Die Ueberschrift wurde denn auch glücklich zu Stande gebracht, und nun ging es an den Text.

Immer hat es einsichtsvolle Leute gegeben, die behauptet haben, einen guten, vorzüglich einen kurzen Brief zu schreiben, sey nicht leicht, und es gebe selbst unter den gelehrtesten Männern nur wenige, deren Briefe als Muster sich empfehlen ließen. Wären diese Leute jetzt in Zipoh's Gartenstübchen vereinigt, so hätten sie ein vollgültiges Recht, die Bewegungen, die Geberden des ganzen zum Schreiben gerüsteten Lieutenants als eine Bestätigung, sogar als eine Apotheose ihrer Behauptung anzusprechen. „Es ist Alles in der schönsten Ordnung zu dem vertrackten und so preßhaften Absagebriefe!" murmelte er nach langem vergeblichem Besinnen. „Da ist Dintenfaß und Streubüchse; hier halt' ich die neugeschnittene Feder vorschriftsmäßig zwischen den Fingern; vor mir liegt das sauberste Papier, sogar die Anrede steht schon glücklich darauf. Es fehlt gar nichts! Ich selber sitze durchaus regelrecht vor dem Tische und habe meinen gesunden Menschenverstand — mehr kann man nicht verlangen. Warum kommt denn nichts? — Wenn nur erst ein Wort dastände, dann müßten die andern schon nachkommen, denn auf den Flügelmann kommt Alles an. —"

„Sieh' mal! da kommt mir ein glücklicher Gedanke! Mein alter Obrist — der wackre Mann ist nun auch schon lange todt — der war wegen seiner Federfertigkeit berühmt bei der halben Armee. Im Hauptquartier wurden seine Rapporte als unerreichbares Muster angestaunt. Die standen auf dem Papier so fest und gerade, wie eine Schlachtlinie und jedes Pünktchen genau an der rechten Stelle. Da hatt' er denn aber auch seinen besondern Pfiff. Sein erstes Wort war in allen Rapporten seit langen Jahren immer dasselbe. Das ist nun einmal ein ferm einexercirter Flügelmann! sagte er mir in einer vertraulichen Stunde, und mit dem Worte voran flossen ihm die Berichte nur so aus der Feder. Damit will ich auch anfangen."

Er setzte die Feder an, aber — „Wie hieß denn nun gleich der Flügelmann? Hauptsächlich! Nein! — Außerdem? Nein! — Gleichfalls? Auch nicht! — Verflucht elendes Gedächtniß! Ob man das immer hat, wenn man eine Frauensperson los seyn will? In allen Ehren nämlich! Halt — da hab' ich's! Nämlich heißt der Flügelmann!"

Zipoh schrieb sogleich dieses Wort hin, und der Himmel weiß, wie's zugegangen ist — in kurzer Zeit hatte er seinen Absagebrief fertig geschrieben, der also lautete:

Hochwohlgeborene Frau!

Nämlich wegen des Rauchens hab' ich mir doch die Sache von allen Seiten überlegt und gefunden, daß es mit dem Lassen nicht geht, weil's gegen meine Grundsätze läuft. Wollen Hochdieselben durchaus meine Freundschaft fortsetzen, so daß wir nämlich zusammen wohnen und leben, und sorgen für einander in aller christlichen Eintracht, so bringe ich schon ein großes Opfer mit meiner Einsamkeit. Ich will aber noch mehr thun, daß Sie sehen, wie sehr ich Sie hochschätze: bei einer raschen Bewegung, halbe Wendung rechts, hat mein Zopf Dero Schulter gestreift. Sie erschraken, weil Sie meinten, es sey eine Schlange auf Sie zugefahren. Der ehrliche Zopf! Ich habe ihn von der Zeit an, wo er mir einmal heimlich entfernt wurde, mit Ehren getragen, und kann ihn, ohne meine Stellung in Gefahr zu bringen, nicht entbehren. Aber — ich will ihn opfern; er soll sich Ihnen zu Liebe in einen Haarbeutel verwandeln, morgen schon seine Aufwartung bei Ihnen machen und Fürbitte wegen des Rauchens einlegen. Nämlich das Rauchen laß ich nun einmal ganz und gar nicht, und in dieser Erwartung bleibe ich Zeit Lebens, gnädige Frau!

Ihr unveränderlicher Diener
Nepomuk Zipoh, pens. Lieutenant.

Der Briefsteller las mit der prüfenden Sorgfalt eines Diplomaten seine für Leben und Tod entscheidende Schrift wohl noch zehnmal über, fand sie jedesmal schöner, falzte endlich das Papier und verschloß es mit einem alten, außer Gebrauch gekommenen großen Dienstsiegel. Jetzt kam es darauf an, den Brief hinüber zu schaffen. Stephan war noch immer nicht sichtbar geworden. Sein Herr stieg daher auf den Heuboden, lugte aus dem Dachfenster, aber der Nebel ließ nicht drei Schritte weit sehen. Da griff Zepoh nach dem letzten Hausmittel, welches für unverhoffte außerordentliche Fälle stets in einem Winkel neben dem Fenster lehnte: das war ein langes Sprachrohr. Das alte Ding ward jetzt zum Fenster hinausgeschoben, und schon waren die Lippen zum Ansatz bereit,

als Zipoh, durch irgend ein Etwas gestört, verdrießlich zurückfuhr. Im Bücken nach dem Sprachrohr war der schon seit einer vollen Stunde in Lebensgefahr schwebende Zopf, gewiß im Vorgefühl des traurigen Schicksals, vom nächsten Morgen an sein Daseyn in einem elenden schwarzen Beutel verseufzen zu müssen, aus seiner reglementsmäßigen Ordnung gewichen: vielleicht um eine Bitte, sein Leben zu schonen, dem Träger vorzulegen, vielleicht auch als vorläufig warnende Nemesis. Zipoh schien sich für die Nemesis zu entscheiden, denn er fuhr bebend zurück, stieß das Sprachrohr wieder in den Winkel, verließ schnell den Boden, und als er die Gartenstube erreicht hatte, war sein erstes Geschäft, den Brief, welcher so außerordentliche Anstrengungen gekostet, zu zerfetzen.

Das Alles geschah im tiefsten Schweigen, ohne irgend eine Aufregung, vielmehr mit einer elegischen Gemessenheit. So ruhig und schweigend verlebt' er auch den Rest des Tages. Er fragte nicht einmal den endlich wieder sichtbar werdenden Stephan, wo ihn der Gottseybeiuns die ganze Zeit her gehabt. Eine solche magische Gewalt kann ein Zopf ausüben, ein Ding, dessen Träger nichts davon hat, als das Tragen, denn das Sehen gehört zu den seltensten Ereignissen. Es ist mit dem Zopf, wie mit dem Schah von Persien. Daß er existirt, fühlen die Leute nur am Druck. Zeigt er sich aber einmal ihren Augen, so wissen sie, daß irgend Etwas in der Luft ist und bitten Gott, ein Ungewitter in Gnaden abzuwenden, und es nur bei dem alten gewohnten Druck zu lassen.

In der Nacht hatte Zipoh einen Traum. Es war der dritte in seinem ganzen Leben. In der ersten Nacht seines Cadettenstandes hatte ihm geträumt, er sey General geworden, schlage die Türken, marschire nach Constantinopel, und der Sultan bitte knieend um sein Leben. — Dann hatt' ihm einmal geträumt, die Judith sey eine Donaunixe, und wie er eben sein Pferd tränke, sey sie aus dem Wasser aufgetaucht, und habe mit einem großen Fliegenwedel dem Pferde die Bremsen abgewehrt, dem Reiter Kühlung gefächelt. Er habe nach dem Wedel gegriffen, ihn glücklich erhascht, und während die Nixe helllachend in den Wellen verschwunden, hab' er entdeckt, daß der Wedel sein erster Jünglingszopf gewesen. Er wollte den Zopf zum ewigen Gedächtniß seiner Jugendliebe aufbewahren; aber das Pferd trat fehl im hochaufplätschernden Wasser, und der Reiter erwachte. Da sah er, daß es ein Traum war.

Jetzt aber träumte Zipoh viel wichtiger. Er war gestorben und stand vor der Himmelspforte. Er mußte lange warten und konnte sich die Zeit nicht einmal mit einer Pfeife Tabak vertreiben. Zipoh ward ungeduldig, und klopfte wiederholt und immer stärker. Da rief ihm endlich Petrus durch das Schlüsselloch zu: „Gedulde sich der selige Herr Lieutenant nur noch einen Augenblick, ich habe den Schlüssel verlegt." So mußte sich denn der selige Herr Lieutenant noch eine gute Stunde langweilen. Wie herrlich ward aber seine Geduldsprobe belohnt, als er nun endlich einschritt in das himmlische Reich! Kaum zehn Schritte war er gegangen, da trat ihm — war's Judith? war's Frau von Amirante? — es trat ihm ein wunderschönes Weib holdlächelnd entgegen, und führte ihn zu einer Laube, wie die an seinem Hause. Hier mußt' er sich niederlassen, und die Dame reichte ihm zur Vernüchterung und zugleich als Erquickung nach dem langen Warten in der angreifenden Paradiesesmorgenkühle, in einem funkelnden Aetherglächen einen Sliwowitzer, wie er freilich nur im Himmel denkbar und möglich seyn kann. Er wollte seiner Hebe einige Dankesworte sagen, sie aber legte einen Rosenfinger auf seine Lippen, indem sie ihnen zugleich mit der andern Hand ein Pfeifenrohr zuführte. Kaum hatte der selige Herr Lieutenant einen Zug gethan, so gingen ihm die Augen zugleich auf und über. Gegen den Himmelsknaster war sein Lettiger da unten in Ungarn der gemeinste Schäfertabak. Und doch war's ihm, als sitze er vor seinem Hause und schaue nach der Pusta hinüber. Petrus, oder war's der Abram? stand vor einem Feuer, über dem ein mächtiger Kessel hing, und in dem Kessel rührte der Schafhirt mit einem langen Stecken. Aus dem Kessel stieg ein schöner blauer Dampf, und aus dem Dampf entwikkelte sich der hochtoupirte Marquis Sapotier, dessen Nase so lang war, daß ihr Schatten weit über die Pusta hin fiel. Da sagt Petrus oder der Abram: „Jetzt ist eben die rechte Zeit." Die Nase war nämlich eine Sonnenuhr. Und als die Worte gesprochen waren, traten drüben aus dem Hause der Frau v. Amirante, die Zofe und der Florian und lachten so laut, daß die ganze Schafheerde erschrack und in wilder Flucht durch einander und davon rannte. Da nahm der Schafhirt seine lange Flinte und schoß nach den Lachern, und Zipoh erwachte von dem Knall. Er hatte etwas im Munde fest zwischen den Zähnen stecken. Er zerrte daran und fühlte hinten am Kopfe einen reißenden Schmerz. Als er sich ordentlich besonnen hatte, fand er, daß er seinen Zopf als Pfeifenrohr benutzt, und im Traume nothwendig aus seinem eigenen Kopfe den Himmelstabak geraucht haben mußte.

Da war's schon halb und halb entschieden, daß dem Erdenkraut und allen Pfeifen dieser Welt der Abschied drohe. Zipoh trug ja die Glückseligkeit des Rauchens in sich selber im eigenen Kopf: er durfte nur noch ein paar Mal so träumen, wie heute Nacht, dann hätt' er's sich selber abgelauscht, wie er auch am hellen Tage im Himmel sitzen und rauchen könne. Darum saß er jetzt vor seinem Hause mit der holländischen Thonpfeife und überlegte still noch allerlei von Pferdekaufen, nach Buda reiten — und hier, fern von der Dame konnt' er doch rauchen nach Herzenslust den langen Tag: er konnte für acht Tage voraus rauchen! Es war entschieden: hieß die Frau von Amirante nun auch noch Judith — und wie sehr ähnlich war sie der Krone des Cadettenherzens — dann gab es auf dieser Welt keinen Skrupel, keinen Einwand mehr; Zipoh — so stark ist der Eindruck der ersten Jugendliebe — Zipoh ließ sich dann von der Hand des Liebesgottes in hoffender Ergebung nach jenem Altare führen, dessen fackeltragender Gott so oft schon ein verkappter Todesengel gewesen ist.

Es sind schon viele Liebesgeschichten, pragmatische und phantastische, geschrieben, und noch etliche mehr wirklich erlebt worden: doch ist es noch Keinem gelungen, alle Möglichkeiten der Verhältnisse, der Ereignisse, sowie der Gedanken, der Einfälle und Tollheiten eines verliebten Menschen zu erschöpfen. Die Liebe muß daher wohl ein Thema zu ewigen Variationen seyn, und ein einfacheres Thema kann es doch auf Erden nicht geben!

Stephan saß mit einem Krug Meth bei dem Abram auf der Steppe trotz des breitdicken Nebels. Abram hatte über einige Stangen seinen Friesmantel ausgebreitet, die Seiten mit Rasenstücken und Buschwerk gefüllt und in dieser Hütte saßen die Beiden. Vor ihnen brannte ein Reisigfeuer und die Schafe lagen dicht zusammengekauert umher, von mehreren Hunden bewacht, die zu wissen schienen, daß den Wölfen nichts willkommener sey, als so ein unsichtbar machender Nebel. So wie der Stephan da saß, war er ein andrer Mensch geworden. Dafür spricht schon als schlagender Beweis, daß er hier saß und den Lieutenant in dem umnebelten Hause mutterseelenallein ließ, trotz des sehr bedenklichen Symptoms tiefen Schweigens bei sichtbarer innerer Aufregung. Aber Stephan war selber aufgeregt, und weil er sich keinen Rath wußte, auch dem Lieutenant mit Fragen und überhaupt mit Reden in die Queere zu kommen fürchtete, so saß er bei dem Abram. Früher behandelte er den Schafhirten immer so etwas von Oben herab: jetzt wollt' er etwas von ihm, und das ändert bekanntlich die Sache bei uns Menschen, und Stephan war doch auch ein Mensch, nicht weniger der Schafhirt.

Stephan hatte seine Herzensangelegenheit mit einigen Aergersworten über den unverschämten Nebel eingeleitet, und dem wetterkundigen Abram kaum Zeit zu dem Trost gelassen, binnen zwölf Stunden werde der Nebel zerflossen seyn, als er auch schon zu der Frage überging:

„Sag' selbst, Abram, würdest Du in dieser mit Brettern vernagelten Luft Deinen Schatz finden können?"

„Hätt' ich 'nen Schatz, fänd' ich ihn auch, und wäre die Nacht so schwarz wie ein Bärenfell."

„Du hättest keinen Schatz, Abram? Dein Blut erschreckt vor Deinem eignen Wort: Du wirst roth! Sieh', Abram, vor 'nem Schatz ist kein Mensch sicher, nicht einmal ein alter ausgedienter Cavallerist. Ich weiß davon ein Lied zu singen."

„Möcht's wohl hören!"

„In dieser feuchten Luft ist das Singen ungesund. Ich will's nur ganz schlechtweg erzählen. Da hast Du doch nun selber die Babet gesehen drüben, und das ist ein Mädchen — nun! ich will nur sagen, man könnte sie aus Salz und Pfeffer essen, he?"

„Ist ausländisch Fleisch, weiß nicht wie's schmecken könnte. Habe mich immer an ungarische Nahrung gehalten."

„Das verstehst Du nun einmal nicht, Abram. Wer die Welt gesehen hat, wie ich, der weiß, daß ein Mädchen überall zu Haus gehört, wo Gott Männer hat wachsen lassen. Und hier in Ungarn bin ich nun der Mann, der für die Babet drüben gewachsen ist. Ich merkt's gleich als ich sie sah! Weiß nur nicht, was es war: aber es that so 'nen Schuß in mir, als ob ein Maisstengel über Nacht 'nen halben Fuß lang in die Höhe schießt. Ich wollt's erst nicht glauben und schalt mich 'nen alten Tölpel, der wohl Pferde striegeln, aber kein Mädchen streicheln kann. Es half nichts! Und doch hat das Ding einen sträflichen Knoten. Denk' mal, Abram — aber trink erst! Köstlicher Leutschauer! Wie? —"

Abram trank mit sichtlichem Behagen, hob den Kopf, blinzelte mit den Augen und bewegte dabei die Lippen schnell auf und nieder, als hätt' er's einem trinkenden Huhn abgesehen. Stephan fuhr fort:

„Einen gräßlichen Knoten, sag' ich, hat das Ding. Erstlich kann ich mich der Person nicht verständlich machen, denn sie spricht anders, als wir Beide."

„Da kommt's schon mit der Ausländerin!"

„Das thäte nun soviel just nicht, denn bei verliebten Leuten ist die Sprache Nebensache. Was fang' ich aber mit dem Lieutenant an? Der will nun einmal keine Frauensperson im Hause wissen, und schnitt abscheuliche Gesichter, als ihm die Dame auf den Hals kam. Er leidet's sicher nicht, daß ich heirathe, und verlassen? ihn da so allein sitzen lassen — das kann ich denn doch nicht gut über's Herz bringen. Was ist da zu thun?"

„Da ist das Heirathen lassen zu thun. 's ist 'ne Ausländerin, und mit dem Volk da ist's nicht richtig. Der alte Gottseybeiuns mit seinem Buben von meinem Großvater her! Das Weibervolk hat er als Lockvogel bei sich: ich kenne das von mir selber. Noch einen Trunk, Stephan, und ich will erzählen."

Als er den Boden des dargereichten Bechers mit langem Zuge wieder sichtbar gemacht, das Feuer geschürt und frisches Reisig nachgelegt hatte, begann er:

„Da lag ich 'mal in einer kalten Mondnacht und schlief, wie immer, als Hase, der recht gut weiß, warum er die Augen offen halten muß. Da fühlt' ich Feuerschein im Auge, und wie ich umschau, ist wirklich ein Feuer dort rechts unter dem alten Haidekrauthügel. Da ist's immer so ein Unwesen von alten Zeiten her. Als einmal der Türk in's Land fiel, hat einer von den Hunden sich ein schönes Mädchen erbeutet und schon bis nach dem Berglein gebracht. Da kam ihr Schatz hinterdrein und war dicht an dem Räuber und wollt' ihm einen guten Säbelhieb in's Genick geben, als sein Pferd stürzt. Der Hieb fällt auf die Braut, durchschneidet aber nur den Schleier. Der wuthschnaubende Türk durchbohrt den Gefallenen und will auch die Magd umbringen, weil ihr Schleier getheilt und ihr Antlitz von einem Andern gesehen ist. Aber er hat den Gemordeten an die Erde gespießt, zieht und zieht an dem Säbel, der in der Erde fest gewachsen. Die Magd reißt dem Türken den Dolch aus dem Gürtel und stößt ihn bis an's Heft in den Türkennacken. Drauf kehrt sie zum Hause und ruft den Vater und den Bruder hinaus auf die Pusta. Sie tragen viel Reisig zusammen und verbrennen den ungläubigen Hund. Von dem Tag an brannte dort manchmal in der Nacht ein Feuer und dran sitzt eine Magd mit einem zerrissenen Schleier und schürt die Flamme. Von der Geschichte wußt' ich noch nichts, als ich das Feuer sah, und nicht lange sah ich auch ein Mägdlein dran handthieren."

„Waren Zigeuner, Abram!"

„Dacht's auch, und dann war's gut. Ich war ein junger Bursch und manchmal sind die Zigeunermädchen gar hübsch. Aber es kam anders! Ich geh' drauf zu. 's war noch zehn Schritt bis zum Feuer, da schlug es thurmhoch auf, legte sich wie ein Blitz über die Pusta hin und im Nu war ich von Flammen umzingelt, und die Magd stand dicht vor mir, und sah mich mit gräßlichen Augen an. Da merkt' ich, daß sie nicht Fleisch und nicht Blut hatte, denn es war ein Geripp, das ein Jammergeheul ausstieß. Drauf nahm sie die Schleierfetzen, schwang sie über die Flamme hin und ich stand in einer Finsterniß — die alte ägyptische Finsterniß war nur ein Kind gegen diese schwarze Nacht. Ich wußte nicht rück-, nicht vorwärts, bekreuzte mich in der Angst und streckte mich lang auf die Haide hin. Als es Tag wurde und ich zur Heerde kam, hatte der Wolf mir die drei besten Mutterschafe davongeschleppt. Da hatte denn doch der Teufel sein Spiel gehabt und mich mit der Magd verlockt — wie?"

Stephan blieb die Antwort schuldig, denn die Hunde schlugen an: Abram, nach der Flinte greifend, sprang auf und in dem Augenblicke war's, als ob durch den Nebel eine dunkle Gestalt nicht weit von ihm vorüberschwebe. Seinem Ruf folgte sogleich Antwort und Stephan glaubte Florian's Stimme zu erkennen. Er war's auch.

„Gut, daß ich Euch finde, Stephan! Ich sollte mit dem Brieflein da hinüber zum Herrn Lieutenant und verlor in diesem unverschämten Nebel die Richtung. Ihr könntet mich nun begleiten, damit ich das Papier los werde, und dann mich wieder zu Haus bringen."

„Eilig," meinte Stephan, „eilig wird's just nicht seyn, guter Junge. Mit meinem Herrn ist auch heut nicht gut Kirschen essen. Drum gebt mir den Brief; ich kann Euch dann gleich nach Hause bringen."

„Eilig ist's doch mit dem Brief, aber es thut nichts. Ich sage, der Herr wolle die Antwort schicken. Ihr aber Stephan, scheint noch eiliger zu seyn. Nun — die Babet ist zu Haus und allein."

„Ist sie? Hör', Abram, ich komme nachher wohl wieder vor. Jetzt muß ich den guten Florian schnell wieder auf den rechten Weg bringen. Hebe mir einen Trunk Meth auf."

„Meth?" fragte Florian neugierig. „Was ist das?"

„Ein herrlich Getränk, Florian! Das kennt Ihr nicht einmal? Hier — versucht's!"

Stephan reichte den gefüllten Becher und Florian schien Gefallen an dem Getränk zu finden. „Meth nennt Ihr das? Wär's in einem geschliffenen venetianischen Glase, würd' ich sagen, es ist ächter Alicante."

„Trinkt ihn immer dafür, Florian. Das wird Euch nichts schaden. Aber nur aufrichtigen Leutschauer müßt Ihr trinken. Nun kommt!"

Sie gingen, und Abram, der dem Florian und seinem Trinken mit verbissenem Grimm zugesehen hatte, schleuderte jetzt den Becher in's Feuer, indem er grollte: „den können Christenlippen nicht wieder berühren, und wär's nicht Sünd' um die liebe Gottesgabe, sollte der Krug hintendrein."

Der Krug ward daher zum Munde geführt und schien mit ihr verwachsen zu sollen, so lange hielt Abram aus. Dann aber, wie plötzlich von einem Gedanken erschreckt, stieß er den Krug auf den Boden nieder, griff nach der Flinte und trat nach der Gegend hinaus, wo die Beiden hingegangen waren.

„Der Stephan rennt mit Gewalt dem Bösen in den Rachen! 's ist schade um den guten Kerl. Ich schicke dem Jungen etwas Blei zwischen die Lippen, daß der gesoffene Meth besser hindurch finden kann."

Er dachte gar nicht daran, daß er vom Florian im Nebel nichts sehen könne, legt an und drückte ab. Das Gewehr versagte; das Schloß war feucht geworden.

„Wieder Tücke von dem Gottseybeiuns!" brummte der Schafhirte, warf das Gewehr zu Boden, schürte das Feuer, kroch in die Hütte und verlor sich in Grübeleien so tief, daß er gar nichts davon wußte, wie er doch nach und nach den Krug richtig ausleerte. (Forts. folgt.)

Miszellen.

Das Ghetto in Rom. Ein Mitglied der mit der Untersuchung des Ghetto in Rom beauftragten Commission entwirft in seinem, dem Papst erstatteten Bericht folgendes Bild von dieser traurigen Aufenthaltsstätte: „Etwa 3900 Israeliten leben in Rom im Ghetto, einer so niedrig gelegenen Gegend, eng eingeschlossen, daß sie auch bei dem kleinsten Uebertritt der Tiber augenblicklich unter Wasser gesetzt wird. Das Schlimmste dabei ist, daß die Wohnungen zur ebenen Erde fast alle mehrere Fuß unter dem Niveau der Straße stehen. Aus diesem Grunde sind sie auch in trockner Jahreszeit stets feucht, weil weder gedielt, noch mit Backsteinen gepflastert wird. Fenster fehlen fast überall, nur durch die Thüre kann frische Luft eintreten. Somit sind diese Wohnungen in einem Grade übelriechend, daß Jedem, der sie zum erstenmal betritt, der Athem vergeht. Diese gräuliche Luft rührt auch zum Theil von der Menge von Personen her, die in einem und demselben Zimmer zusammenleben müssen. Ich sage die lautere Wahrheit, sage, was ich mit eigenen Augen sah, wenn ich berichte, daß im Ghetto in einer kleinen engen Kammer oft 16 Menschen zusammenleben, schlafen und ihre menschlichen Bedürfnisse daselbst verrichten müssen. Solche zahlreiche Familien haben nur zwei enge Betten, manche aus neun Personen bestehende hat deren nur eins. Ich sah Familien dieser Zahl, wo Vater, Mutter, drei Töchter und vier Söhne ein und dieselbe Lagerstätte theilen. Ja es gibt einzelne Zimmer, in denen drei Familien zusammen wohnen, mit nur zwei Betten, oft selbst nur mit einem. In diesen Fällen schläft eine Familie wenige Stunden, nach ihr die zweite, dann eben so kurze Zeit die dritte. Mir sind Häuser vorgekommen, in denen über dem Bette Blechrinnen angebracht waren, damit man gegen das herunterträufende Regenwasser schlafend sicher wäre. Ich schweige über die zerbrochenen Treppen und bemerke nur noch, daß sehr viele Häuser auch in ihren oberen Stockwerken ohne Fenster sind und ihre Bewohner wie in einem Gefängniß eingeschlossen vegetiren. Ich stieß auf erblindete Menschen, erblindet in und wegen dieser Atmosphäre. Die Hälfte der römischen Juden ist äußerst arm; wer die Miethe nicht zahlen kann, wird aus seiner Höhle gejagt und muß dann in einer Kammer mit vielen Unglücksgefährten Obdach suchen, die für einmaliges Uebernachten als Locanda feil steht."

Nach einem „vom Ursprung der Weichsel" datirten Artikel in der schlessischen Zeitung, soll dort und in den nächstgelegenen Kreisen das Grasessen unter der Klasse der Arbeiter allgemein geworden seyn. Derjenige, welcher das Glück hat, Beschäftigung zu erhalten, verdient per Tag 4 bis 5 kr. C. M. Dafür kaust er sich schwarzes Mehl, womit er das Gras für sich und seine Familie einkocht. Der Hedrich (sinapis arvensis) wird am liebsten genossen, von vielen ohne Mehlzusatz, diese gehen aber auch dem unvermeidlichen Tode entgegen. Alle Tage findet man todte Menschen in den Straßen; in Saypusch lagen eines Morgens 19 Todte um die Kirche herum. Gewöhnlich geht dem Hungertode das Nervenfieber oder der Hungerwahnsinn voran. Bei der letzteren Krankheit wandelt der Unglückliche bis zum letzten Augenblicke blöd- oder stumpfsinnig dahin, und er ist unter den 2 oder 300 Bettlern, welche durchschnittlich im Tage ein Haus besuchen, sehr leicht herauszuerkennen. In Saypusch allein sind bereits dreihundert Todtgefundene begraben worden, die ungerechnet, die am Nervenfieber daheim endeten. Die Geistlichen, Beamten und das ganze Publikum sind auf's Aeußerste aufgeregt durch solche schreckliche Vorfälle. Familien trennten sich, Eltern verlassen die Kinder. Letztere betteln in ganzen Schaaren herum.

Der Ponte Rialto in Venedig war in ältern Zeiten von Händlern bedeckt, deren jeder seine Bank hatte, um, wenn er Zahlungen zu machen hatte, sein Geld darauf hinzuzählen. Da die bedeutendsten Händler da zusammen kamen, wurden nach und nach die größten Geschäfte dort liquidirt und jeder Händler von Bedeutung mußte dort eine Bank haben. Geschah es nun, daß einer in der bestimmten Stunde seine Zahlungen nicht leisten konnte nnd so gewissermaßen der Ehre dieses Postens verlustig ward, so wurde ihm seine Bank zerbrochen, banca rotta, was wohl der Ursprung des Wortes Bankerott seyn mag.

Mehemed-Ali's Geburtsort, das Städtchen Cavala in Rumelien, wo noch eine zahlreiche Sippschaft des alten Vicekönigs wohnt, ist nie vergessen, in den letzten Jahren aber unter den besonderen Schutz von Mehemed-Ali genommen worden. Er ließ in Cavala eine Schule und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten errichten und hat jetzt wieder einen seiner Ingenieurs mit dem Auftrage hingeschickt, allen armen Leuten des Städtchens, deren Häuser den Einsturz drohen, ihre Wohnungen wieder auf- oder auszubauen. Sein Geburtshäuschen soll, so hat der Vicekönig befohlen, bleiben wie es ist, aber zum Schutze gegen Wind und Wetter mit einem großen bedeckten Bau umgeben werden. Im Garten an dem Häuschen soll eine kleine Moschee erbaut werden.

Zeitungen und Bajonette. Napoleon machte einst, indem er sich über den durch Zeitungen geübten Einfluß äußerte, folgende Bemerkung: Ein Journalist ist ein Rathgeber, ein Regent der Herrscher, ein Beschützer der Völker. Vier feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten, als hunderttausend Bajonnette.

Die Amerikaner kämpfen in Mexiko nicht blos mit Kriegswaffen, sondern noch wirksamer durch die Presse. In jeder Stadt, die sie besetzen, richten sie vor allen Dingen eine Buchdruckerei ein und beginnen eine Zeitung. Schon erscheinen in dem eroberten Gebietstheile 8 solcher amerikanisch-englischer Zeitungen.

In Limerick haben dieser Zeit nicht weniger als 6 Fallissemente zum Gesammtbetrage von 300000 Pfd. St. stattgefunden. Sämmtliche Falliten sind Kornhändler.

Weißbier-Raisonnements.

(Aufgesammelt aus der Gesprächsweise eines Stammgastes.)

— Der Strick greift zum Strick, wenn alle Stricke reißen.

— Eene, die beim Tanz nie sitzen bleibt, die kann grade eenmal recht orndtlich sitzen bleiben.

— Die Hitze ist der Vorbote des Falles, aber die Ruhe überwindet Alles. Drum wenn een Edler voll Feuer eenen hohen Zweck verfolgt wie 'n Geyer, so ist es jut, wenn er eenen Freund besitzt, der mit'n jroßen Blasebalg derneben sitzt.

— Es herrscht jetzt eene jewaltige, jroße wilde Fluth der Meinungen und Ansichten. Durch diese Fluth kämen wir Alle glücklich durch uf's Trockne, wenn Eenige voranjehn möchten, die jroße Stiebeln anhaben! —